

Kein Schiff nach Tarschisch

Bemerkungen über »Selbstbild« und »Fremdbild« des Priesters
in unserer Zeit

Von *Otto B. Roegele*

»Der-Priester wird von der permissiven Gesellschaft herausgefordert. Aber noch weit mehr ist er selber eine unerhörte Herausforderung für die permissive Gesellschaft« (Joseph Kardinal Höffner)¹.

In der Welt der Dinge gilt, daß eine Sache, je seltener sie wird, eine um so höhere Wertschätzung erfährt. Im europäischen Mittelalter stand es manchenorts um das Ansehen des Klerus nicht sonderlich gut, und unter den vielfältigen Ursachen, die dazu beitrugen, mag die große Zahl der Geistlichen, zumal in den Städten, nicht die unwichtigste gewesen sein.

Heute ist eine entgegengesetzte Entwicklung im Gange. Das hohe Prestige des Priesters, nicht nur bei katholischen Kirchgängern, sondern auch in der Breite der weltlichen Gesellschaft, beruht zwar in erster Linie auf der wissenschaftlichen Ausbildung und der ethischen Qualität der Lebensführung dieses »Standes«; es hängt aber wohl auch mit der Tatsache zusammen, daß es zunehmend schwieriger wird, für jede Gelegenheit einen priesterlichen Beistand oder Gesprächspartner zu finden. Wer eine kirchliche Institution aufsucht, um Rat zu holen oder sein Kind zur Taufe anzumelden, trifft immer seltener auf den Geistlichen, der im Pfarrhaus Sprechstunde hält, dagegen immer häufiger auf die Sekretärin im Gemeindezentrum, den Diakon oder die Pastoralassistentin, die für den jeweiligen Fall zuständig ist.

Die Statistiker rechnen uns vor, daß es in naher Zukunft noch sehr viel weniger Priester geben wird. Schon heute ist es den meisten deutschen Bistümern nicht mehr möglich, alle planmäßigen Pfarrstellen mit einem Priester zu besetzen. Gemeinden, die seit Jahrzehnten keinen Neupriester hervorgebracht haben, sehen sich mit den Folgen solcher Unfruchtbarkeit konfrontiert, aber sie nicht allein.

Noch treten die Auswirkungen des Mangels nicht überall dramatisch in Erscheinung. Viele Priester bleiben weit über die Pensionierungsgrenze hinaus bis ins hohe Alter in der Seelsorge tätig. Das Auto und andere technische Hilfsmittel machen es möglich, daß ein Priester am selben Tag an mehreren, sogar weit auseinander liegenden Orten Gottesdienst hält. Die Einführung der regelmäßigen Vorabend-Messe am Samstag erleichtert die »Vollversorgung«, womöglich nach einem rotierenden Zeitplan.

¹ »Der Priester in der permissiven Gesellschaft«, Heft 6 der »Kölner Beiträge«. Köln 1972, S. 9.

Aber abgesehen von der Problematik der mehrfachen Zelebration am gleichen Tag – für manche Priester ergibt sich aus dieser Not-Praxis eine seelische und körperliche Belastung, die niemand über längere Zeit ungestraft auf sich nehmen kann. Daher ist es nur allzugenügend verständlich, daß Verantwortliche und Betroffene sich den Kopf zerschlagen, wie Abhilfe zu schaffen ist.

Dabei sind die Hörsäle der theologischen Fakultäten überall im Lande voller denn je. Noch nie war die Zahl der männlichen und weiblichen Studierenden dieses Faches so hoch wie jetzt. Allerdings ist nur eine Minderheit – etwa ein Viertel – von ihnen bereit, Priester zu werden. Schon im Hinblick auf den kirchlichen Stellenmarkt und auf die Berufs- und Versorgungs-Erwartungen der Mehrheit der Theologie-Studierenden erhebt sich die Frage, inwieweit Tätigkeiten, die bislang von Priestern ausgeübt wurden, in Zukunft von nichtpriesterlichen hauptberuflichen Dienern der Kirche übernommen werden könnten und sollten. Es ist von »Entflechtung des geistlichen Amtes« die Rede, und nicht wenige der heutigen Theologie-Studierenden, die zwar den kirchlichen Dienst, nicht aber das Priestertum anstreben – zumindest nicht unter der Bedingung, daß die Selbstverpflichtung zum ehelichen Leben bestehen bleibt –, setzen ihre Hoffnung auf eine Entwicklung, die ihnen einen originären, also nicht delegierten Teil der seelsorgerlichen Amtstätigkeit und Zuständigkeit sichern soll.

Aufsteiger-Beruf?

Indes, die künftige Situation eines drastisch fühlbaren Priestermangels besitzt noch einen anderen, in gewisser Hinsicht entgegengesetzten Aspekt: Die Gemeinden haben sich bislang vielleicht zu sehr daran gewöhnt, daß die Kirchenleitung unter allen Umständen, koste es, was und wen es wolle, für den priesterlichen Gottesdienst, die Eucharistiefeier, an jedem Sonn- und Feiertag in der Pfarrkirche gesorgt hat. Viele Katholiken wissen das allzu Gesicherte, allzu selbstverständlich Gewordene nicht mehr gebührend zu würdigen. Aus dem Dürfen ist ein Müssen, aus dem Gnadengeschenk eine »Sonntagspflicht« geworden. Der dramatische Rückgang der Frequenz des sonntäglichen Kirchenbesuchs in den letzten fünfzehn Jahren (von etwa 56 Prozent auf etwa 33 Prozent der erwachsenen Katholiken in der Bundesrepublik Deutschland) macht dies deutlich.

Muß eine Gemeinde hin und wieder mit einem vom Diakon oder vom Laien-Vorbeter geleiteten Wortgottesdienst vorliebnehmen, begreift sie erst wieder, was sie früher einmal gehabt und inzwischen verloren hat. Unter solchen Umständen kann der Priestermangel die Gläubigen anregen, selbst weite Wege zurückzulegen, um an einer Meßfeier teilnehmen zu können. Der Zeitaufwand und die Anstrengung, die damit verbunden sind, dürften in sol-

chem Fall noch immer geringer sein als in früheren Zeiten, in denen eine Stunde Fußmarsch zur Kirche nichts Außergewöhnliches war. (Kaiser Joseph II. legte dieses Maß zugrunde, als er von Staats wegen die Seelsorge in der Habsburger-Monarchie reorganisierte und das Vermögen der aufgelösten Klöster für den Neubau von Pfarrkirchen heranzog.)

So kann der Priestermangel, ist er im täglichen Leben der Gemeinden erst einmal entsprechend wirksam geworden, durchaus die Aufmerksamkeit und die Hochschätzung für den Priester neu beleben. Und da es – nach der Berufung von oben – in aller Regel auch irdisch-menschliche Faktoren der persönlichen Entscheidung für den geistlichen Beruf gibt und stets gegeben hat, mag sich eine solche »Aufwertung« wiederum günstig auswirken auf die Zahl der jungen Männer, die sich zu einem lebenslangen Engagement entschließen.

In früheren Jahrhunderten war es einer der klassischen Wege, um aus einfachen Verhältnissen zu einem akademischen Beruf aufzusteigen, wenn ein junger Mann Theologie studierte und Priester wurde. Dieser Gesichtspunkt einer sozialen Gratifikation dürfte heute nur noch eine vergleichsweise geringe Rolle spielen. Seit einigen Jahrzehnten kommen die Priesterberufe mehr und mehr aus der Mittelschicht, aus Beamtenfamilien, auch aus intellektuellen und großstädtischen Milieus. Somit werden Fragen des öffentlichen Ansehens, des »Sozialprestiges«, der Sinnerfüllung, auch der subjektiven Berufszufriedenheit (bei allgemein eher kritischer Grundeinstellung) mehr und mehr in den Vordergrund treten.

In diesem Zusammenhang gewinnt das Problem, wie Priester sich selbst und ihre Aufgaben sehen, wie das Gottesvolk seinerseits die Priester und ihre Aufgabe sieht und in welcher Beziehung diese beiden Bilder – »Selbstbild« und »Fremdbild« in der Sprache der Sozialwissenschaften – zueinander stehen, eine immer stärkere Bedeutung. Dies gilt u. a. für die Überlegung, in welcher Weise die Ausbildung von Priesteramts-Anwärtern und »Laien-Theologen« einzurichten sei, damit sie dem wünschenswerten Miteinander im kirchlichen Dienst und nicht einem unzuträglichen Konkurrenz-Geschehen oder gar Machtkampf Vorschub leiste. Es gilt aber auch für die wissenschaftliche und berufspraktische Weiterbildung der bereits amtierenden Priester, Diakone und Pastoralassistenten. Es gilt für eine »Strategie der Seelsorge« überhaupt, in einem speziellen Sinne für die in den letzten Jahren weiterhin vernachlässigte Förderung der »Weckung von Priesterberufen«.

Um Mißdeutungen vorzubeugen: Die hier angestellten Erwägungen werden nicht bestimmt durch die Auffassung, der Priester müsse stets und überall so sein und sich so verhalten, wie es die Gemeindeglieder, deren Mehrheit oder deren Aktiv-Gruppen von ihm verlangen oder sich wünschen. Im Gegenteil: Manche Schwierigkeiten im heutigen Verhältnis von Priestern und Laien sind gerade darauf zurückzuführen, daß eine Rollen-Unsicherheit auf-

getreten ist, daß Amtsträger der Kirche sich allzu ausdrücklich bemühen, Erwartungen zu entsprechen, die sie – zu Recht oder zu Unrecht – bei den jeweiligen Partnern oder Adressaten als vorherrschend vermuten. Früher ist das wohl ganz anders gewesen. Früher war kirchlichen Amtspersonen eher der Vorwurf zu machen, sie agierten ohne jenes Mindestmaß an Rücksicht auf die Umwelt und deren Aufnahmebereitschaft, das notwendig ist, um positive Wirkungen zu ermöglichen. Früher hat die Kirche allzuoft nur aus dem eigenen Selbstverständnis, nicht aus genügender Kenntnis von Mentalität und Sensibilität ihres jeweiligen Gegenüber gesprochen. (Daß es auch heute noch Einzelfälle dieser Art gibt, sei nicht bestritten; das Gesamtbild wird jedoch von den entgegengesetzten Verhaltensweisen stärker bestimmt.)

»Das Priesteramt kann nicht rein soziologisch verstanden werden. Es ist nicht eine Ausgliederung jener priesterlichen Sendung, die alle Gläubigen gemeinsam besitzen. Es wird nicht demokratisch von unten delegiert. Es ist nicht ein ›Vorsitz‹, den jeder Gläubige übernehmen könnte, sondern es wird durch die sakramentale Mitteilung des Heiligen Geistes im Weihesakrament übertragen« (Joseph Höffner)². Der Priester ist Diener Gottes und als solcher »pro hominibus constitutus«, nicht umgekehrt. Er ist nicht in erster Linie Diener der Menschen, wie ja auch die Kirche – unbeschadet ihres sozialkritischen Auftrags, ihrer kulturellen und caritativen Leistungen in Vergangenheit und Gegenwart – nicht zunächst eine Art Schutzverein für das Humanum im Menschen und in der Gesellschaft ist, sondern die Gemeinde des Herrn, die Gott loben, ihm dienen, Christi Botschaft weitertragen und dann erst die anderen Aufgaben bedenken und besorgen soll.

Da die Christen aber in der Welt leben, muß auch der Diener Gottes sie dort aufsuchen, wo sie wohnen und arbeiten, leiden und sich freuen. In der Methode seines Vorgehens kann auch er das Beispiel Jesu nicht außer acht lassen: Jesus hat Kranke geheilt, wo dies zur Bezeugung seiner göttlichen Sendung diente. Er ist vom gemeinsamen Vorwissen um die Schrift des Alten Testaments ausgegangen, wenn ihm dies Zugang zu seinem Zuhörer verschaffte. Er hat in Bild und Gleichnis geredet, wenn es ihm darauf ankam, Herz und Verstand zugleich zu erreichen.

Möglichkeiten und Grenzen der Erörterung

Wie »Selbstbild« und »Fremdbild« des Priesters in unserer Gesellschaft beschaffen sind und wie sie sich zueinander verhalten, soll hier untersucht werden. Dies kann und soll nicht in der Absicht geschehen, auf möglichst direktem Wege aus den Erwartungen, die an den Träger der Berufsrolle katholi-

² Ebd., S. 11.

scher Priester gerichtet werden, ein neues, geändertes Berufsbild abzuleiten. Das Berufsbild des Priesters richtet sich heute wie immer nach dem Willen des Stifters der Kirche und nach deren Tradition. Aber je genauer und je konsequenter dies versucht wird, um so dringlicher muß auch gefragt werden, was getan werden kann, damit der Auftrag »Machet sie alle zu meinen Jüngern!« erfüllbar wird.

Daß »Selbstbild« und »Fremdbild« des katholischen Priesters wenigstens in ihren Umrissen mit einiger Zuverlässigkeit ermittelt und beschrieben werden können, ist ein Ergebnis der sozialwissenschaftlichen Forschungen, die im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz im Blick auf die Gemeinsame Synode der Bistümer der Bundesrepublik Deutschland in den frühen siebziger Jahren durchgeführt wurden³. Dazu gehörten

- eine schriftliche Gesamtbefragung aller erwachsenen Katholiken mit Hilfe von 21 Mio Fragebogen, von denen 4,4 Mio ausgefüllt und zurückgegeben wurden, im Frühsommer 1970;
- eine repräsentative Kontroll-Befragung mit demselben Fragebogen, die einen Maßstab für die Repräsentativität der Antworten der Gesamterhebung lieferte, im Frühjahr 1970;
- eine zusätzliche repräsentative Erhebung durch 4000 mündliche Interviews, die thematisch über die beiden schriftlichen Befragungen hinausging, im Winter 1970/71;
- eine Gesamtbefragung aller Welt- und Ordensgeistlichen mit Hilfe von 26206 Fragebogen, von denen 20055 ausgefüllt und zurückgegeben wurden, im Januar/Februar 1971.

Die Ergebnisse von Umfragen altern, wie man hat erkennen müssen, ziemlich rasch. Dieser Umstand relativiert die Befunde, die vor fast einem Jahrzehnt erhoben wurden, noch über das ohnehin zu berücksichtigende Toleranzmittel hinaus. Aber es können auch zwei Gründe angeführt werden, die im vorliegenden Falle dafür sprechen, daß den Ergebnissen noch genug Wirklichkeitswert zukommt, um zu rechtfertigen, daß man sie weiterhin ernst nimmt: Einstellungen zu Glaubens- und Gewissensfragen wandeln sich langsamer als politische Meinungen und Ansichten über Warenangebote. Und insoweit ein Wandel anzunehmen ist, dürfte er sich häufiger in einer Verstärkung der bereits vor zehn Jahren beobachteten Tendenzen als in deren Umkehr ausgewirkt haben. Diese Annahme wird durch neuere Befunde indirekt bestätigt, die allerdings nicht auf so breiter Basis erhoben wurden, wie dies bei den erwähnten Befragungen der Fall war.

³ Die Ergebnisse der drei allgemeinen Befragungen finden sich in: Gerhard Schmidtchen und Institut für Demoskopie Allensbach, Zwischen Kirche und Gesellschaft. Freiburg 1972. Über die Priester-Befragung unterrichtet: Gerhard Schmidtchen und IfD, Priester in Deutschland. Freiburg 1973. Auswertungen und Kommentare enthält der von Karl Forster herausgegebene Band »Befragte Katholiken – Zur Zukunft von Glaube und Kirche«. Freiburg 1973.

Rang und Inhalt der Predigt

Das Zweite Vatikanische Konzil bezeichnet in seinem Dekret über Dienst und Leben der Priester die Verkündigung der frohen Botschaft Gottes als »die erste Aufgabe der Priester als Mitarbeiter der Bischöfe« und begründet diesen Vorrang mit der Feststellung, daß »niemand ohne Glauben gerettet werden kann«. Damit stimmen die in der Seelsorge aktiven Priester in Deutschland vollständig überein. Auf die Frage »Was ist besonders wichtig?« rückten 76% den Gemeindegottesdienst (samt Vorbereitung und Gestaltung), 75% ausdrücklich die Predigt an die erste Stelle, und zwar ohne nennenswerte Unterschiede der verschiedenen Altersstufen der Befragten. (Die österreichischen Priester⁴ haben auf die Frage, welche Tätigkeiten für das priesterliche Amt wichtig seien, die »Sonntagsmesse in einer Gemeinde« sogar mit 95,1%, die Predigt mit 93,2% herausgehoben. Bei der schweizerischen Enquête⁵ wurde gefragt, welche Tätigkeiten die stärkste zeitliche Belastung mit sich brächten; auch hier steht die Predigtvorbereitung mit 58% an der Spitze.)

Der übrige liturgisch-sakramentale Dienst steht für die Priester in der Bundesrepublik Deutschland an zweiter Stelle (mit 44%), die pastoralen Hausbesuche folgen gleichauf, die Sorge für Alte und Kranke (mit 40%) in kleinem Abstand. Bei jüngeren Geistlichen sind das Interesse für kirchliche Öffentlichkeitsarbeit und für ökumenisches Miteinander, die Sorge für nicht-integrierte Gemeindeglieder, gesellschaftskritische und politische Aufgaben wichtiger als für ältere.

Die Laien setzen die Akzente etwas anders. Meßfeier und Sakramente haben zwar auch für sie deutlich den Vorrang, bei den regelmäßigen Kirchgängern verständlicherweise stärker (78%) als bei Katholiken insgesamt (66%); aber schon der Religionsunterricht wird von den Laien deutlich höher bewertet (50%) als von den Priestern (34%). Signifikant ist der Unterschied in der Einschätzung vor allem der Predigt: Die Priester sprechen sich zu 75% für deren Priorität aus, die Laien nur zu 47%. Übereinstimmend gering sind die positiven Meinungen über gesellschaftskritische Tätigkeiten des Priesters (5% bei den Priestern insgesamt, 7% bei den Laien insgesamt). Mehr als doppelt so hoch bewerten die Laien die sozial-caritativen Aufgaben des Priesters (35%), während die Priester diesen nur 14% zubilligen.

Differenzen zeigen sich auch zwischen den Ansichten der Priester darüber, welche Funktionen der Predigt zukommen, und den Erwartungen der Laien-

⁴ Priester in Österreich – Österreichische Priesterbefragung, herausgegeben vom Institut für kirchliche Sozialforschung. Wien I.

⁵ Befragte Priester, Arbeitsbericht des Schweizerischen Pastoralsoziologischen Instituts Sankt Gallen vom 13. Oktober 1971. – Alois Müller, Priester – Randfigur der Gesellschaft? Zürich 1974.

Mehrheit gegenüber diesem wichtigsten Instrument der Verkündigung. »Laien erwarten – und ganz ausgeprägt die kirchentreuen –, daß die Predigt der Auslegung des Wortes Gottes dient, zweitens der Darstellung des christlichen Glaubens, drittens Stellungnahmen zu moralischen und sittlichen Fragen der Zeit enthält und viertens Antworten auf persönliche Lebensfragen. Das sind die Hauptpunkte, die die Laien in der allgemeinen schriftlichen Umfrage vorgebracht haben. Stellungnahmen zu Politik und Gesellschaft sind weniger gefragt. Eine ganz analoge Rangordnung ergibt sich aus den Antworten der Priester. Eine Abweichung bleibt indessen bemerkenswert. Die Neigung der Priester, in der Predigt zu moralischen Problemen unserer Zeit Stellung zu nehmen, ist geringer als die Erwartung der Laien, etwas darüber zu hören. Zudem scheinen die Priester auch in der Stellungnahme zu politischen Fragen größere Zurückhaltung zu üben, als bestimmten und nicht eben kleinen Gruppen von Laien lieb ist« (Gerhard Schmidtchen)⁶.

Es scheint, daß die Spannung, die hier abgelesen wird, mit der Zeit zunehmen könnte. Gerade die jüngeren Priester empfinden »Stellungnahmen zu moralischen Problemen unserer Zeit kaum als nützlich«. Weniger als ein Fünftel der jungen Priester ist der Ansicht, daß die Predigt klare Richtlinien für das christliche Leben geben sollte, nur 28% schreiben ihr die Aufgabe zu, »Klarheit über den Glauben« zu vermitteln. Was die jüngeren Geistlichen stärker anzieht, manifestiert sich in Formulierungen wie: »Modelle christlichen Verhaltens in der Welt von heute entwickeln« (37%), »die Situation des Lebens vom Glauben her durchsichtiger machen« (75%), »sozial-caritatives Engagement wecken« (51%), »Befähigung zu kritischen Stellungnahmen gegenüber Kirche und Gesellschaft« (33%), »Bildung christlicher Gemeinschaft fördern« (34%).

Gottesdienst

Die Mehrheit der deutschen Katholiken setzt die Feier der heiligen Messe und die Spendung der Sakramente an die mit Abstand erste Stelle auf der Liste der »wesentlichen Aufgaben des Priesters«. Aber was ist den Laien an der heiligen Messe besonders wichtig? Aus den vorgegebenen Antwortmöglichkeiten erfährt »Begegnung mit Gott« die meisten Nennungen (55%). »Das stille Gebet« nimmt mit 45% einen erstaunlich hohen Rang ein, den höchsten (49%) bei denen, die nur ab und zu in die Kirche gehen. »Neue seelische Kraft schöpfen« ist mit 50% für die Katholiken insgesamt wichtig, mit 40% für die »Ab-und-zu-Kirchgänger«.

⁶ G. Schmidtchen, Priester in Deutschland (s. Anm. 3), S. 29.

Der vorrangigen Bedeutung, die Priester der Predigt zuerkennen, entspricht es durchaus, wenn der sonntägliche Gemeindegottesdienst sehr stark auf das Wort des Geistlichen ausgerichtet wird. Ob dies auch in der Intention der Konzilsväter lag, mag man bezweifeln. Die von ihnen als Hauptaufgabe des Priesters bezeichnete Verkündigung der frohen Botschaft Gottes kann auf mancherlei Weise geschehen, nicht allein in und bei der Eucharistiefeier. Die Praxis einer zunehmenden »Verwörtlichung« des Gottesdienstes steht in einem eigentümlichen Verhältnis zu der Tendenz, den Religionsunterricht weniger als eine Hinführung zum Glauben denn als Information über allgemeine Lebensfragen zu verstehen und zu benutzen. Kurz vor seinem Tod hat der Freiburger Erzbischof Hermann Schäufele diese Entwicklung in einem Brief an den Klerus seiner Diözese wie folgt beschrieben:

»Unter bewußter Zurücksetzung von Gesang und Chormusik wurde ungeachtet des jahrhundertelangen Brauches des sonntäglichen ›Hochamtes‹ die ›Feier‹ der Eucharistie nahezu ausschließlich und immerzu unter die auf die Dauer lebenerstickende Vorherrschaft der Sprechstimme (oft genug des Zelebranten allein) gezwungen. Hier ist . . . eine Atmosphäre der ›Verschulung‹ entstanden, in der nichts mehr vom erquickenden ›Odem des Geistes‹ spürbar ist. Manch einer kann sich, wie es scheint, Liturgie in der Muttersprache nur als einen ›Lernprozeß‹ vorstellen . . .«⁷

Es leuchtet ein, daß unter solchen Umständen dem Wunsch nach »stillem Gebet« und der Hoffnung auf »neue seelische Kraft« nur wenig Erfüllung zuteil werden kann. Der Selbstlauf der Liturgie-Reform hat zu Ausuferungen geführt, die den Initiatoren wohl kaum als Ideal vorgeschwebt haben dürften, von denen sie aber doch auch nicht wünschen, daß ihnen kritische Aufmerksamkeit zugewandt wird. Die Sachkommission VI (Publizistik) der Würzburger Synode hat z.B. in dem von ihr einstimmig verabschiedeten »Arbeitspapier« auf unerwünschte Nebenwirkungen der reformerischen Praxis in der Liturgie hinzuweisen gewagt; die Zentralorgane der Synode haben jedoch unter dem Druck der für die Liturgie-Reform zuständigen Theologen dafür gesorgt, daß die entsprechenden Passagen des »Arbeitspapiers« nur in sehr abgeschwächter Form an die Öffentlichkeit dringen konnten⁸.

Hier liegt – damals wie heute – offensichtlich ein Differenzpunkt zwischen Laien-Erwartung und priesterlicher Berufs-Vorstellung: Die Laien suchen in der Sonntagsmesse zwar auch, aber nicht ausschließlich das »Gemeinschaftserlebnis«, das sie nach priesterlicher Auffassung dort finden sollten. Viele erhoffen dringlicher eine Nische für ihr stilles Gebet. Die Priester sehen in der

⁷ Geschrieben zu Gründonnerstag 1976.

⁸ In dem von Dieter Emeis und Burkard Sauermost herausgegebenen Sammelband »Synode – Ende oder Anfang« (Düsseldorf 1976) kommt Prof. Dr. Michael Schmolke auf S. 310 auf diese Vorgänge zu sprechen. Er erwähnt dabei »kommunikativ unerfreuliche (dysfunktionale) Folgen der konziliar angeregten Liturgiereformen«.

Sonntagsmesse die herausragende Gelegenheit, ihrem Verkündigungsauftrag gerecht zu werden, und sind bestrebt, keine Sekunde ungenutzt zu lassen; sie verkennen dabei die Bedürfnisse vieler Kirchgänger, zumal jener, die für einen häufigeren Besuch des Gottesdienstes gerade gewonnen werden sollten. In seinem auf den Gottesdienst abhebenden Kommentar der Umfrage-Ergebnisse bedauert Emil J. Lengeling zwar die weite Verbreitung der Neigung zum stillen Gebet im Sonntagsgottesdienst, versteht sie aber zugleich als »ernsten pastoralen Imperativ, die in der neuen Meßordnung (Allgemeine Einführung in das Römische Meßbuch, Art. 23) vorgesehenen, bisher meist (aus einem ›horror vacui‹ heraus?) nicht oder völlig unzureichend realisierten Räume der Stille wahrzunehmen und um eine Sinnerfüllung dieser Stille bemüht zu sein«⁹.

Wofür der Priester da ist

Vornehmlich die Sorge, wie der karge Bestand an Priestern inskünftig für die Seelsorge möglichst effektiv einzusetzen sei, steht hinter der in den letzten Jahren oft mit Vehemenz geführten Diskussion über die »Entflechtung des geistlichen Amtes«. Eine solche Operation am lebendigen Leibe der Gemeinden könnte freilich gefährliche Folgen zeitigen, riskierte man sie ohne hinreichende Kenntnis der Urteile und Vorurteile, der Empfindungen und der Belastbarkeit der Menschen, an denen sie vorgenommen werden soll. Gerade dann, wenn man nicht müde wird, die Bedeutung des priesterlichen Dienstes an der und für die Gemeinde (in einer gewissen Abhebung vom Dienst Gottes) herauszuarbeiten, muß man sorgfältig bedenken, daß die Auffassungen, die in der Gemeinde verbreitet sind, nicht unbedingt deckungsgleich sein müssen mit den Vorstellungen, von denen die Pastoralplaner ausgehen. Daß solche Laien-Auffassungen nicht in allen Punkten der kirchlichen Lehre entsprechen, mag zu beklagen sein; solange sie nicht ausgerottet sind, stellen sie eine Realität dar, die nicht unbeachtet bleiben sollte. Da sie überwiegend die Folgen von Unterlassungen oder von Fehlleistungen der religiösen Unterweisung in Kirche, Schule und Familie sind, sollten sie Anlaß zu ruhiger Gewissensforschung sein. »Mit Klugheit, Nüchternheit und Umsicht« soll – nach Kardinal Höffners Worten – »geprüft werden«, was an »Vorschläge(n), das priesterliche Dienstamt zu entfähern«, geäußert wurde, »weil die Verkündigung des Evangeliums, die Leitung des Gottesvolkes, die Spendung der Sakramente und die Feier der Eucharistie zu dem *einen* priesterlichen Dienstamt verknüpft sind«¹⁰.

⁹ Emil Joseph Lengeling, Fragen des Gottesdienstes. In: »Befragte Katholiken« (s. Anm. 3), S. 114.

¹⁰ Joseph Höffner, Der Priester . . . (s. Anm. 1), S. 19.

Um herauszufinden, auf welche mentalen Voraussetzungen eine etwaige »Entflechtung des kirchlichen Amtes« treffen würde, wurde in der Synoden-Umfrage auch eruiert, »welche Aufgaben unbedingt dem Priester vorbehalten bleiben« sollten nach der Meinung der Befragten. Das Ergebnis ist in mehr als einer Hinsicht erstaunlich. Nur 42% äußerten die Auffassung, daß allein die Priester predigen sollten; aber 75% wünschten, daß die kirchliche Beerdigung dem Priester reserviert bleibe! Immerhin waren es nicht viel mehr, nämlich 77%, die sich nur den Priester als Zelebranten der heiligen Messe, nicht einen Laien als »Vorsteher der Eucharistiefeier« vorstellen konnten; 64% sprachen sich dafür aus, daß die Spendung des Taufsakraments durch den Priester geschehen solle.

Man kann gewiß lange darüber streiten, welche Defizite der religiösen Unterweisung an solchen Befunden abgelesen werden müssen und was zur Abhilfe unternommen werden sollte. In unserem Zusammenhang kommt es indessen nicht darauf an, sondern auf die Einzelzüge, die solche Aussagen dem Bild des Priesters in den Köpfen der »Leute« hinzufügen. Gerhard Schmidchen faßt die Feinanalyse der Ergebnisse nach Alters- und Bildungsschichten sowie nach verschiedenen Graden der Bindung an die Kirchen in folgenden Sätzen zusammen:

»Der Wunsch nach verstärkter Laienmitarbeit wird in allen Schichten geäußert, wenngleich erkennbar ist, daß die gebildeteren und die jüngeren Katholiken weitergehende Vorstellungen haben. Kirchliche Bindung und Antworten auf religiöse Fragen korrespondieren mit der Einstellung zur Laienmitarbeit nur schlecht. Insbesondere fällt auf, daß diejenigen, die den Gedanken der Laienmitarbeit sehr extensiv auslegen, also auch noch klassische Priesterfunktionen durch Laien ausüben lassen wollen, ein deutlich abgeschwächtes Verhältnis zur Kirche haben, während umgekehrt Katholiken auf der nächsttieferen Skalenstufe, die eher die Priesterfunktionen gewahrt wissen wollen, die gleichsam bei der Messe haltmachen mit der Forderung nach Laienmitwirkung, ein wesentlich intensiveres Verhältnis zur Kirche haben . . . In der Einstellung zur Laienmitarbeit manifestiert sich weniger eine religiöse als politische Motivation. Politische und gesellschaftliche Fragen korrelieren mit dieser Skala verhältnismäßig gut, auch Fragen der Modernisierung der kirchlichen Struktur. Man muß zwischen einer engagierten Mitwirkung und einem auf rein kritischen Motiven basierenden Wunsch nach Mitwirkung unterscheiden. Bei einigen Katholiken scheint der Wunsch nach Laienmitarbeit eine Form zu sein, Kritik an der Kirche zum Ausdruck zu bringen.«¹¹

Es kann kaum überraschen, daß die Meinungen der Priester über die Laien-Mitwirkung ganz anders beschaffen sind und vor allem der kirchlichen

¹¹ G. Schmidchen, Zwischen Kirche und Gesellschaft (s. Anm. 3), S. 142.

Lehre besser entsprechen. Im ganzen zeigt sich eine erstaunliche Offenheit des Klerus gegenüber der Frage, welche Funktionen den Laien überlassen werden könnten. Nur 42% der aktiv in der Seelsorge stehenden Weltpriester und hauptamtlich in ihr tätigen Ordenspriester wenden sich gegen die Laien-Predigt. Für die Beerdigung ohne priesterliche Mitwirkung treten sogar 76% von ihnen ein – hier besteht die entschiedenste Abweichung vom Votum der Laien¹².

Eine besondere Würdigung verdient die unterschiedliche Einschätzung der Mitwirkung von Laien am Religionsunterricht. Auch hier erweisen sich die Priester im gewissen Sinne als großzügiger. Nur 8% der Priester wollen die Laien davon ausgeschlossen wissen, bei den Laien sind es immerhin 25%. Es ist zu vermuten, daß dennoch hinter beiden Auffassungen ein und dieselbe Ursache steckt: die leidvolle Erfahrung, wie groß die Schwierigkeiten im heutigen Religionsunterricht sind. Nur – Laien und Priester ziehen daraus ganz unterschiedliche Schlußfolgerungen.

Die Meinungsverschiedenheiten darüber, ob der Religionsunterricht in der Schule in erster Linie oder gar ausschließlich Glaubensverkündigung sein, jedenfalls zum Glauben hinführen solle oder ob er sich stattdessen mit neutraler Information, allenfalls mit Ratschlägen für ein moralisches (im Sinne von »für die Gesellschaft nützlich«) Verhalten zu begnügen habe, stehen nicht nur zwischen den Priester-Generationen. Sie haben auch Barrieren zwischen vielen Religionslehrern und den behördlichen Richtlinien für den Unterricht aufgebaut. Vor allem haben sie sich als kaum zu überwindende Hindernisse zwischen die meisten Eltern und den vorschriftsgemäßen Religionsunterricht geschoben. Häusliche Unterstützung und Nacharbeit für einen Unterricht, der sich etwa am »Zielfelderplan« orientiert, sind in so gut wie keinem Falle möglich, da dieses Produkt hybrid gewordener Didaktik den Eltern ebenso unbekannt wie unverständlich geblieben ist.

Übrigens sind auch die Ansichten des Klerus über die wünschenswerte Organisation des Religionsunterrichts in den Schulen sehr unterschiedlich. Die älteren Priester halten Religion als ordentliches Lehrfach in allen Schularten und -jahrgängen für etwas Selbstverständliches. Die jüngeren Geistlichen (vom Weihejahrgang 1960 ab) teilen diese Ansicht nur noch zu einem Drittel. Einige von ihnen meinen, der Religionsunterricht solle ab dem 14. Lebensjahr nur mehr ein freiwilliges Angebot sein, andere wollen ihn auf bestimmte kindliche Entwicklungsphasen beschränkt sehen. Eine Ergänzung durch außerschulische Katechese wird von rund einem Drittel der Priester in allen Jahrgängen gewünscht.

Über Notwendigkeit und Art des Religionsunterrichts wurden die Laien nicht genauer befragt. Vergleichsdaten liegen daher nicht vor. Es kann aber

¹² Vgl. »Wie modern ist der Tod?«. In dieser Zeitschrift 6/75, S. 502 ff.

als wahrscheinlich angenommen werden, daß eine Mehrheit von Eltern, auch in der jungen Generation, eher den Auffassungen der älteren Priester zuneigt und am kirchlich kontrollierten Religionsunterricht in der Schule, sei es durch Priester, sei es durch entsprechend qualifizierte Laien, festhalten möchte. Daraus ergibt sich die Gefahr, daß sich mit der Zeit, wenn die jüngeren Priesterjahrgänge stärker in Erscheinung treten, Gegensätze ausbilden, die zu Konflikten führen – falls nicht auch die Priester, indem sie älter werden und Erfahrungen sammeln, ihre Auffassungen ändern.

Das bescheidene Leben

Von den in der Seelsorge tätigen Weltgeistlichen leben 83% in einem eigenen Haushalt. 22% stehen dabei freilich allein, weil sie keine Haushilfe finden oder weil sie meinen, eine solche nicht angemessen bezahlen zu können. Nur 8% der Weltgeistlichen sind mit ihrer Wohn- und Haushalts-Situation unzufrieden. Ebenso erklären 8% auf die Frage, ob sie in Anbetracht ihres Aufgabenkreises angemessen bezahlt würden, mit einem klaren Nein. Mit Altersversorgung und Krankenversicherung sind weitaus die meisten – auch die pensionierten – Geistlichen zufrieden.

Die deutsche Kirche steht in dem Ruf, eher zuviel als zuwenig an weltlichen Gütern zu besitzen. Die Annahme liegt nahe, daß dieser Vorstellung von der »reichen Kirche« ein weitverbreiteter Wunsch der Laien antworte, die Geistlichen sollten bescheidener leben, während der Klerus solchen Armutsideen eher ablehnend gegenüberstehe. In Wirklichkeit ist es umgekehrt. Es gibt ein deutliches Meinungsgefälle in dieser Frage, aber es verläuft in entgegengesetzter Richtung. Die Welt- und Ordenspriester wurden gefragt: »Über die Rolle der Armut im Leben des Weltpriesters gibt es verschiedene Ansichten. Welchen der folgenden würden Sie zustimmen?« Die Antworten lauteten wie folgt:

Der Priester sollte denselben Lebensstandard haben wie andere Menschen seines Ausbildungsstandes	14%
Der Priester sollte sich in seinem Lebensstil nicht wesentlich von seiner Umgebung unterscheiden	27%
Der Priester sollte anderen Menschen seines Ausbildungsstandes zwar sozial gleichgestellt sein, aber einfacher leben	70%
Der Priester sollte sichtbar ärmer sein	8%
Der Priester sollte mehr finanzielle Hilfsbereitschaft zeigen als andere	57%

Den Katholiken insgesamt wurde die folgende Frage vorgelegt: »Sollte ein Priester Ihrer Ansicht nach bescheidener leben als die meisten, oder sollte er

sich darin nicht von anderen unterscheiden?« Von den Katholiken über 16 Jahre antworteten hierauf:

Eher bescheidener	18%
Nicht unterscheiden	74%
Unentschieden	8%

Aus dem Vergleich dieser beiden Ergebnisse, der freilich erschwert wird durch eine inhaltliche Differenz der Antwortvorgaben, kann man verschiedene Schlüsse ziehen, so etwa den, daß das Bild des Priesters als des in die »bürgerliche Klassengesellschaft« voll integrierten Akademikers sich in den Köpfen der katholischen Laien nun einmal festgesetzt habe. Man kann aber auch die Vermutung riskieren, es stehe um die asketische Grundeinstellung des deutschen Klerus nicht so übel, wie manche kirchenkritische Darstellung dies behauptet (und vereinzelte Skandalfälle zu belegen scheinen). Gerhard Schmidtchen weist auf den Tatbestand hin, daß die älteren Katholiken in einem überdurchschnittlich hohen Prozentsatz die Frage mit »Eher bescheidener« beantworten, und schließt daraus, daß sie die Rollentrennung stärker befürworteten. Er fügt hinzu: »Der Gedanke an den asketischen Priester ruft Abwehr auf den Plan. Wieweit die freundliche Geste: er soll so leben wie wir, in Wirklichkeit der Unterdrückung der Einsicht dient, daß man vielleicht nicht richtig lebt, mit Schuldgefühlen den Wohlstand genießt, wäre einer näheren Untersuchung wert.«¹³

Mit Gewißheit läßt sich jedenfalls sagen, daß an dieser Stelle keine Ursache für Konflikte zwischen Klerus und Laienvolk befürchtet zu werden braucht. Offenbar haben die Laien eine durchaus realistische Vorstellung von der Arbeitslast ihrer Seelsorger, schätzen sie als solide Arbeiter im Weinberg ein und gönnen ihnen ihre materielle Ausstattung. Das Denken in Kategorien der sozialen Gerechtigkeit hält wohl noch eine Weile stand gegen die inzwischen modisch überlagerte Idee eines »alternativen Lebens«. Dabei ist zu beachten, daß die Geistlichen bisher darauf verzichtet haben, ihre freiwilligen Leistungen für die Unterstützung der Mission und der Diaspora im anderen Teil Deutschlands an die große Glocke zu hängen¹⁴. Die wenigsten Katholiken wissen, daß es sich hier um beträchtliche Abzüge von den Gehältern handelt.

¹³ Ebd., S. 128.

¹⁴ Nur gelegentlich dringt eine Einzelnachricht an die Öffentlichkeit. So berichten »Die katholischen Missionen« im September/Okttober 1974 (Heft 5, S. 149), daß während des Jahres 1973 deutsche Priester 2,46 Mio. DM gespendet haben, um mit der Aktion »Priester helfen Priestern« ihren Mitbrüdern in Asien und Afrika zu helfen. Dadurch konnten jedem über 60 Jahre alten Geistlichen in zwölf Ländern dieser Erdteile je 1000 DM gegeben und Hilfen für medizinische Versorgung geleistet werden.

Der fragwürdige »Ritualist«

Robert K. Merton scheint es gewesen zu sein, der den Begriff des »ritualistischen Verhaltens« in die Sozialwissenschaft eingeführt hat. Was er damit meinte, ist ein traditionsverhaftetes, zur Gewohnheit gewordenes Verhalten, dessen Träger aber den Sinn dieses Verhaltens, den Zusammenhang zwischen den soziokulturellen Zielen und dem darauf gerichteten Verhalten der Individuen, nicht mehr versteht und bejaht. In den Diskussionen über die Umfragen unter Katholiken taucht die Kunstfigur des »Ritualisten« in einem etwas modifizierten Sinne auf. Ein »Ritualist« soll demnach sein, wer zwar regelmäßig an Sonntagen in die Kirche geht, aber eigenem Zeugnis zufolge keinen entsprechend festen Glauben an die Lehre der Kirche besitzt und sich auch zu kirchlichen Aktivitäten nicht sonderlich bereit findet. So vereinigen sich in der Kategorie »Ritualist« sowohl ältere »Gewohnheitskirchgänger« wie junge Leute, die nicht so recht explizieren können, was ihnen der Kirchgang bedeutet. Die Zahl der jungen »Ritualisten« ist sogar erstaunlich groß. Franz X. Kaufmann hat – meines Erachtens mit Recht – darauf hingewiesen, daß es unter pastoralen Gesichtspunkten wenig ergiebig sei, »jugendliche Glaubensunsicherheit und religiöse Altersroutine unter den gleichen Begriff« einzureihen.

Nichtsdestoweniger steckt in dem Phänomen, das mit dem Wort »Ritualist« mehr oder weniger zutreffend belegt wurde, soviel Herausforderung, daß man es sich mit seiner weiteren Untersuchung nicht zu leicht machen sollte. Ludwig Bertsch bezeichnet in seinem Beitrag zum Auswertungsband der Befragungsaktion¹⁵ die »Ritualisten« als »Frage an die Riten und Symbole der Kirche«. Aber wahrscheinlich sind sie noch etwas anderes. L. Bertsch rechnet mit zwei verschiedenen Typen: jenen, die »gedankenlos zur Kirche gehen«, und jenen, »die es bewußt verantworten, trotz ihrer Glaubensprobleme am kirchlichen Leben teilzunehmen«.

Offensichtlich bilden die »Ritualisten« in unserem Lande nicht etwa eine kleine Randgruppe, die vom Aussterben bedroht wird, sondern eine ansehnliche Minderheit von mehr als einem Zehntel (13%) der sonntäglichen Kirchgänger. Unter den Jugendlichen zwischen 16 und 20 Jahren beträgt ihr Anteil sogar fast ein Viertel (24%). Noch sind verlässliche Kenntnisse über das Innenleben der »Ritualisten« spärlich. Gehören sie zu jenen Katholiken, die, obwohl sie von den Angeboten ihrer Kirche nur einen sektoriellen Gebrauch machen, dennoch klaglos ihre Kirchensteuer bezahlen, weil sie der Meinung sind, irgendwo in dieser Welt müsse es eine Institution geben und sich betätigen können, der es nicht in erster Linie auf das Diesseits ankommt? Sind es

¹⁵ Ludwig Bertsch SJ, Die »Ritualisten« als Frage an die Riten und Symbole der Kirche. In: Befragte Katholiken (s. Anm. 3), S. 83 ff.

geistliche Rückversicherer, die nach der Maxime handeln, daß man nicht genau wisse, ob es ein Jenseits mit Lohn und Strafe gebe, so daß es sich empfehle, die himmlischen Mächte bei guter Laune zu halten? Handelt es sich um Gemüts- und Gewohnheitsmenschen, die ihre in der Kindheit übernommenen Übungen weiterpflegen, ohne damit mehr anzustreben als einen harmonisierenden Effekt für das eigene Gefühlsleben? Wie zahlreich sind unter ihnen solche Katholiken, die es leid sind, daß ihnen alle paar Jahre eine neue theologische Problematik vorgetragen wird, und die deshalb eines schönen Tages beschließen, dies alles auf sich beruhen zu lassen, in der Hoffnung, mit ihrem alten Kinderglauben selig werden zu können? Wie viele von ihnen gehören der jüngeren Generation an, die sich zwar außerstande sieht, die biblischen Berichte über die Wunder Jesu mit ihren Schulkenntnissen zu vereinbaren, die auch die sittlichen Vorschriften der Kirche im eigenen Leben nicht ausnahmslos respektieren will, die aber irgendein kirchengeschichtliches Wunder erwartet, das ihr die Rückkehr zur vollen Identifikation ermöglicht, und die bis zu diesem Ereignis die, sagen wir einmal, geistliche Nestwärme nicht entbehren mag?

Daß Priester es ablehnen, sich als Funktionäre eines solchen »Ritualismus« betrachten und bewerten zu lassen oder gar ihr eigenes Tun an solchen Vorstellungen auszurichten, ist verständlich. Aber gilt nicht auch im Hinblick auf die »Ritualisten« die Mahnung, den glimmenden Docht nicht zu löschen? Und bedeutet die Existenz einiger Millionen von Kirchensteuerzahlern, die der Kirche – durchaus freiwillig – nur geben, von ihr jedoch sehr wenig (vor allem ein christliches Begräbnis) haben wollen, nicht eher eine Herausforderung an diese Kirche, weil sie es nicht so richtig versteht, ihr Heilsangebot wertvoll erscheinen zu lassen, als einen Anlaß zu bedauerndem Achselzucken? Ist das leicht verächtliche Reden über »bloße Kirchensteuerzahler«, »Randsiedler« oder »Marginal-Christen« im Grunde nicht ein Ausdruck peinlicher Glaubens-Selbstgewißheit? Oder hat man innerlich kapituliert vor einem Problem, das schon zu lange besteht, als daß man hoffen dürfte, es jemals zu lösen?

Der Welt- und Seelenfriede

Zum Schluß sei noch ein Fall erwähnt, in dem »Selbstbild« und »Fremdbild« auseinanderfallen, diesmal jedoch die Bilder des Laien. Es geht um die Rangliste der Gegenstände, die den Katholiken Sorge bereiten. Die Laien fühlen sich am stärksten bedrängt durch Kriegsgefahr, Unfrieden, die Ungesicherheit der Lebensumstände. Ihre Hauptsorge gilt der Erhaltung des Friedens in der Welt. Das ist gewiß verständlich in einer geteilten Nation, die an der Grenze zwischen zwei hochgerüsteten Machtblöcken lebt, und in einem

Volk, dessen älterer Generation die Schrecken zweier Weltkriege noch in den Knochen sitzen.

»Daß wir in Frieden leben können, daß es keinen Krieg gibt« – das war die von Angst und Hoffnung besetzte Sorge, die 1970 von 70% der Befragten als vorrangig bezeichnet wurde. »Angst vor einem politischen Umsturz« bewegte nur 17% der Befragten. Unter den »inneren« Gefahren stand die Sorge, »daß alte und junge Menschen sich heute so schwer verstehen können«, an erster Stelle, auf gleicher Höhe mit der Klage über den »Verfall von Sitte und Ordnung«. »Daß viele Menschen einsam sind«, beschäftigte 34% der Befragten. Individuelle Probleme wie »Angst vor Krankheit« (28%) und »Angst vor dem Altwerden« (12%) traten dahinter zurück, obwohl in jenen Jahren Gesundheit und »Fitness« ihren Vormarsch auf der Rängeleiter der Werte des öffentlichen Bewußtseins mit besonderem Erfolg betrieben.

Das Bild, das den Priestern vor Augen stand, unterschied sich in einigen wichtigen Zügen deutlich von dem hier entworfenen »Selbstportrait« der Laien. Die Priester glaubten, das Generationen-Problem nehme den ersten Rang auf der Liste der Sorgen ein (57%). Dem Kummer über den »Verfall von Sitte und Ordnung« gaben sie den zweiten (45%), dem Verhältnis zu Tod, Alter und Krankheit den dritten Platz (33%). Daß die »Angst vor Krieg und politischem Umsturz« die deutschen Katholiken am meisten bewege, nahmen sie nur in einem erstaunlich geringen Maße (15%) an. Gerhard Schmidtchen interpretiert diesen Befund wie folgt:

»Die realistische Einschätzung der heute gängigen Strebungen gelingt den Priestern nur zum Teil. Sie scheinen zu unterschätzen den alles überragenden Wunsch nach Frieden. Sie unterschätzen das Motiv, Armen und Notleidenden zu helfen, das Interesse der Menschen, in schwierigen Lagen den Mut nicht sinken zu lassen, also sich in Geduld und Widerstandsfähigkeit zu üben, sie unterschätzen das Interesse, in einer freiheitlichen Gesellschaftsordnung zu leben, ferner auch zum Teil das Motiv der sozialen Gerechtigkeit und das Niveau des beruflichen Engagements.«¹⁶

Auch hier spielen Unterschiede zwischen älteren und jüngeren Geistlichen eine Rolle. »Für die älteren Priester liegt es mehr auf der Hand, daß die Menschen sich nach Friede, nach Ruhe und Ordnung sehnen, daß ihnen an einer christlichen Lebensführung und am religiösen Leben liegt, daß sie das Bedürfnis haben, sich für Arme und Notleidende einzusetzen.«¹⁶ Die jungen Priester erkennen dafür besser, daß die Menschen, für die sie als Seelsorger zuständig sind, nach Freiheit streben und sich politisch engagieren wollen, daß Freundschaft, Freizeit, Sozialprestige ihnen viel bedeuten.

Ein Gesamteindruck, der sich beim Studium der Befragungs-Ergebnisse und der über sie geführten Diskussion immer mehr verdeutlicht, läßt sich et-

¹⁶ G. Schmidtchen, *Priester in Deutschland* (s. Anm. 3), S. 44.

wa so beschreiben: Die Priester in Deutschland mögen in vieler Hinsicht unsicher sein in bezug auf das, was ihr Beruf von ihnen verlangt, vor allem eine zeit- und menschengerechte Seelsorge. Unter den Jüngeren gibt es verhältnismäßig viele, die sich mit der »real existierenden Kirche« nicht voll identifizieren, was in der Regel damit einhergeht, daß sie mit ihrem Beruf nicht zufrieden sind, die Seelsorge als überdurchschnittlich schwierig erleben und sich weniger gesund und leistungsfähig fühlen¹⁷. Es gibt erhebliche Meinungsverschiedenheiten, zwischen Älteren und Jüngeren, zwischen Konservativen und Progressiven, zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Die Beziehung zum eigenen Bischof hat ganz zentrale Bedeutung. Wo sie als im Grunde gut erfahren wird, treten die Schwierigkeiten der verschiedensten Art in den Hintergrund. Manche Priester mögen ratlos, verzagt, resigniert, verbittert sein, sich in ein Hobby oder in Freizeit-Aktionismus stürzen – daß unsere Priester es sich mit ihrem Beruf leicht machten, kann keinesfalls gesagt werden. Ernst und Bedeutung des priesterlichen Dienstes werden erkannt und beherzigt. Daß der Zeitgeist widerständig ist und die Seelsorge besonderer Anstrengungen bedarf, ist Allgemeingut und beherrscht – vielleicht sogar zu sehr – das Berufsverständnis, so daß Chancen und positive Ansätze nicht erwartet und daher nicht frühzeitig wahrgenommen werden. Der Gegensatz zwischen dem Wertsystem des Christentums und den in der permissiven Gesellschaft noch anerkannten Normen prägt die tägliche Erfahrung; er führt überall dort zu besonderen Schwierigkeiten in der Seelsorgepraxis, wo der Priester gehalten ist, die kirchliche Lehre unverkürzt und möglichst konkret darzulegen und gegen Widerspruch zu verteidigen, so im Religionsunterricht, in der Jugendarbeit, in der Erwachsenen-Katechese.

Ob der Kampf gewonnen werden kann, ist vielen zweifelhaft. Trotzdem wird gekämpft, Flucht wird nicht erwogen. Das Schiff nach Tarschisch, auf dem der Prophet Jonas dem Auftrag Gottes, in Ninive Buße zu predigen, davonfahren wollte, muß ohne sie in See stechen.

¹⁷ Dadurch erklärt sich der auf den ersten Blick seltsam wirkende Sachverhalt, daß die über fünfzigjährigen Priester ihre Gesundheit überwiegend positiver einschätzen als die jüngeren und besonders die jungen; die Korrelation mit Berufszufriedenheit und mit voller bzw. partieller Identifikation mit der Kirche ist offensichtlich.